

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt

88 (10.11.1850)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 10. November 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro.} 88.

Der Thürmer von St. Marien.

(Fortsetzung.)

„Du sprichst wahr, Valentin,“ sagte der Thürmer im Tone getäuschter Hoffnung, „nur zu wahr. Ich Thor, bedachte nicht, was einfacher Kindesverstand mir hätte sagen müssen! . . . Mein Sohn, laß uns für immer auf unser gutes Recht verzichten; wir werden nie Etwas ausrichten . . .“

„Das sei ferne, mein Vater!“ entgegnete Valentin. „Nie kam es mir in den Sinn, von dem Ziele, das ich mir gesteckt, auch nur eines Zolles Breite abzuweichen . . . Es ist mein und Anna's höchster Wunsch, Euch durch unsere Liebe die Leiden vergessen zu machen, deren Ihr so viel im Leben zu tragen gehabt, und darum bitte ich Euch: laßt von jetzt an mich sorgen für die Erköpfung unseres Rechts, und gebt Euch der Ruhe hin, die Eurer Seele und Eurer Gemüthe so Noth thut.“

Traurig schüttelte der Thürmer das Haupt. „Was könntest Du mehr thun, als ich, mein Sohn?“ sagte er zweisehend. „An die zehn Jahre meines Lebens habe ich daran gesetzt, jenen Pfarrer zu erforschen, welcher der Ehe meines Vaters die kirchliche Weihe gegeben, oder wenigstens den Ort zu erkunden, wo dies geschehen, aber alle meine Anstrengungen waren umsonst. Jetzt sind wieder zehn Jahre verfloßen, — wie darfst Du daher auf besseren Erfolg hoffen? . . . Nur das Trauzugniß meines Vaters, das in dieser Kirche von seinem Vertrauten aufbewahrt ward, vermag unser Recht darzutun, und ich denke immer noch, es zu finden; sinkt aber auch diese Hoffnung in den Staub, dann —“

Er hielt inne, als getraue er sich nicht, sich ganz der Hoffnungslosigkeit dieses Gedankens zu überlassen.

„Noch giebt es einen anderen Weg, um zum Ziele zu gelangen,“ sprach Valentin wieder. „Du weißt, mein Vater, daß ich meinen jezigen Stand gewählt habe, um mich in den Waffen zu üben, und nahm Dienste bei der Stadt, weil ich dabei in Eurer und Anna's Nähe weilen konnte. Mit dem Schwerte in der Hand will ich mir durch meine Thaten den Platz erobern, der mir gebührt, und bin ich erst zu Ehren und Würden gelangt, dann, Vater, ist es Zeit, mit meinen Ansprüchen herzutreten, dann kann ich als Ankläger gegen unsere Feinde auftreten, und dann laßt sehen, ob ihr böses Gewissen meiner Anklage Stand halten kann. Und daß ichs so weit bringe, mögt Ihr sicher glauben, denn ich fühle die Kraft und den Muth dazu in mir, und Gott, der ein gerechter ist, wird gnädiglich seinen Segen dazu verleihen! . . . Darum versprecht mir, Vater, künftig mir Eure Sorgen zu überlassen, ohne der Hoffnung Eures Alters zu entzagen . . .“

„Thue Jeder das Seinige, mein Sohn,“ erwiderte der Thürmer, indem er sich erhob und die Urkunden in einen Wandschrank schloß, denn man hörte Martins schwere Tritte auf der Stiege, die zu diesem Gemache führte. „Ich kann nicht ablassen von Dem, was ich begonnen, ohne meine heiligsten Pflichten gegen meine Kinder zu brechen, für deren Recht ich kämpfen muß bis zum letzten Athemzuge; dies bin ich Dir und Anna schuldig. Auch habe ich einen heiligen Eid geschworen am Sarge Deiner Mutter, nicht zu rasten, bis ich die Beschimpfte gerächt und zu Ehren gebracht, denn sie traf die Schmach härter noch als uns; und diesen Eid werde ich zu erfüllen trachten, so lange dieses Herz noch schlägt! . . .“

Martins Eintritt, der inzwischen eine warme Suppe und

einen guten Nachtrunk bereitet hatte, machte dem Zwiegespräch für jetzt ein Ende.

Schweigend ward das frugale Abendessen eingenommen; nach Beendigung desselben nahm der Thürmer wiederum das Wort.

„Am Herzen Anna's muß ein bitterer Kummer nagen,“ sagte er, „denn täglich wird das arme Kind bleicher und der Glanz ihrer Augen verlischt, wie mich's bedünkt, von vielem Weinen. O, es ist bitter, fremder Leute Brod essen zu müssen, wo man sich jeden Bißchen durch neue Kränkung vergiften lassen muß, und ich fürchte, sie verzehrt sich selbst in stummem Harn, seit sie vom Herzen des Vaters weg und in fremde Dienstbarkeit treten mußte! . . . Hartes Geschick, wann wirst Du Dich einjü wenden?! . . . Ich mag nicht klagen, doch übermann't's mich öfter . . .“

„Anna's Loos ist nicht so hart, als Ihr meint, mein Vater,“ nahm Valentin tröstend das Wort. „Ist das gute Mädchen doch freiwillig in den Dienst gegangen, um Eure alten Tage sorgenloser und angenehmer zu machen, und da sie darin ihr höchstes Glück findet, so ist ihr Leben ja an Freuden reich, denn es vergeht keine Woche, wo sie Euch, und somit sich selbst, nicht eine Freude machte! . . . Auch dürft Ihr nicht fürchten, daß sie Kränkungen zu erdulden habe im Hause der Frau von Damnth, deren Güte eben so bekannt, als es ihre strenge Tugend ist; wer sich gegen diese nicht versündigt, hat an ihr nicht Gebieterin, sondern Freundin und Mutter. Und Anna, Vater, ist nicht das Mädchen, das sich der Gunst der edlen Frau verlustig machte durch ihren Wandel; das weiß die ganze Stadt, und ich will Den sehen, der den leisesten Makel an ihr finden sollte. Eine wahre Freude ist's, sie Sonntags auf dem Kirchengange zu sehen, wie Alles, Bornehm und Gering, sie freundlich grüßt, als wäre sie die erste Bürgerstochter! . . . Nein, erlittene Kränkungen von ihrer edlen Frau sind's sicher nicht, die ihre Wangen gebleicht haben, wie ich von Euch höre, denn mein Dienst läßt nicht zu, daß ich sie oft sehe . . . Um Euch aber vollends den Kummer um sie zu nehmen, will ich Euch sagen, Vater, was die Ursache davon seyn wird: die gute Tochter denkt daran, wie sie dem Vater zum kommenden Christfeste eine neue Freude bereitet durch Bescheidung einer Arbeit ihrer fleißigen Hände, und die Nächte, die sie daran wenden muß, tragen nicht dazu bei, die sonst so schöne Röthe ihres Antlizes zu erhöhen; doch das wird sich schon wieder finden, wenn ihr kindlich Herz nach vollbrachter Arbeit sich mit Euch freut . . . Darum laßt die düstern Sorgen um Eure Kinder fahren, Vater; wahrlich, ihnen fehlt nichts weiter zum Glücke, als Euch zufrieden und heiter zu sehen, den sie auf dieser Welt am meisten lieben! . . . Möge nur der Allgütige Euer theures Leben uns erhalten, damit es uns noch vergönnt ist, alle Wünsche, die Ihr hegt, zu erfüllen! — Das ist Anna's Gebet und das meinige am Abend wie am Morgen, und das wird Gott sicher nicht unerhört lassen!“

Diese Worte, verfehlten ihren Eindruck auf den Vater nicht. Der Thürmer erhob sich vom Sessel und zog Valentin an sein Herz. „Vater im Himmel,“ sprach er mit aufwärts gerichtetem Blick, während eine Thräne dem in milder Nührung erglänzenden Auge entrann, „Dein unerforschlicher Rathschluß nahm mir Vieles, er nahm mir Ehre und Gut, er nahm mir mein theures, liebes Weib, meine Barbara, deren Herz vom Gram

gebrochen ward, — aber er ließ mir das Herlichste, das Beste: er ließ mir ein Kinderpaar, wie Valentin und Anna! . . . Du, verzeihe, wenn ich oftmals im Unmuth mit Dir zu rechten wagte: es war ja vor Allem ihr Geschick, das mich so sehr bekümmerte! . . . Mein Valentin, und Du, meine Anna, die Du jetzt vielleicht auf Deinem Kämmerlein für den Vater betest — ich segne Euch, meine Kinder! . . .“

Seine tiefe Nührung ließ ihn nicht weiter sprechen. „Mein Vater, mein theurer Vater!“ mehr vermochte auch Valentin nicht zu stammeln, denn zum ersten Male war es ihm heute vergönnt worden, einen so tiefen Blick in das Vaterherz zu thun.

„O Lindstädt und ihr Andern, könntet Ihr mich sehen in diesem Augenblicke, Euer schwarzes Herz würde bersten in giftigem Reid!“ fuhr der Thürmer nach einer Pause fort. „Du, Balthasar von Lindstädt, Du warst einst mein Jugendfreund; ich habe Dich geliebt, wie einen Bruder, und mein Vater war Dein Wohlthäter von Deiner Jugend auf: und dennoch habe ich Dir zwanzig lange Jahre der Schmach und des Kammers zu danken . . . Und doch könnte ich Dir verzeihen, wenn Du nur mich, und nicht auch meine Kinder in das Elend gestürzt hättest; ich würde Dir verzeihen schon deswegen, weil ich ohne Deine teuflische Bosheit vielleicht nie das Glück empfunden hätte, solche Kinder mein nennen zu dürfen; — denn nur ihretwegen habe ich Dir tödtliche Feindschaft gelobt! Was hatten Dir die Unschuldigen gethan?! . . . Siehe, Du schwelgest jetzt in dem Gute meiner Kinder, deren Erbe Du geraubt, und darum strafe Dich auch der Herr in Deinem Kinde. Was ist Dein Ditt, der elende, nichtsnutzige Nachtschwärmer und Raufbold, gegen meinen Valentin! Ja, — sollte der Arm des irdischen Richters Dich nicht ereilen können: wohlan, Dein eigener Sohn wird uns einst rächen an Dir, Dein eigen Fleisch und Blut wird Deine Strafe werden, denn Dein Sohn, verworfener vielleicht noch als Du selbst, wird einst seines eigenen Vaters nicht schonen, seiner bösen Gelüste willen. Ich gebe meinen Fluch dazu! . . .“

Seine Züge hatten bei den letzten Worten wieder einen düstern, fast erschreckenden Ausdruck angenommen.

„Sprecht nicht so Entsetzliches, Vater,“ bat Valentin schauernd. „In dieser heiligen Stunde sollte Euer Herz auch gegen den Feind milde und verfühlich seyn!“

„Nimmermehr!“ rief der Thürmer leidenschaftlich. „Nimmer kann von Veröhnung zwischen ihm und mir die Rede seyn! . . . Und auch meine Kinder dürfen nie Gemeinschaft haben mit den Mördern ihrer Mutter, weder mit ihnen selbst, noch mit ihrer ganzen Sippschaft! . . . Handeltet Ihr je dagegen — der Ton seiner Stimme erklang dumpf und schauerlich — „könntet Ihr je anders fühlen, so möge mein Fluch — — Doch nur daran zu denken ist Tollheit; seid Ihr ja doch mein Fleisch und Blut! . . .“

„Was ist es, das Euch heut so seltsam erregt, mein Vater?“ nahm Valentin nach einer Pause wieder das Wort. „Ich sehe Euch nie in so wechselnder Bewegung Eures Gemüthes. Verhüte der Himmel, daß Euch eine Krankheit heimsuche!“

„Du hast nicht ganz Unrecht, Valentin,“ erwiderte der Thürmer, „wenn Du mich heut anders findest, als sonst. Es muß mir etwas Ungewöhnliches bevorstehen, entweder ein großes Glück, oder auch ein Unglück, denn ich befand mich schon während des ganzen Abends in ganz besonderer Stimmung, und auf meiner Seele lastet Etwas wie eine Ahnung. . . . Doch es wird Zeit seyn, daß Du und Martin das Lager aufsuchen; Du mußt Kräfte zum morgenden Tagewerk sammeln, und der Bursche wird auch müde seyn. Gott schenke Dir einen ruhigen Schlummer, mein Sohn!“

Ehrerbietig die Hand des Vaters küssend, war Valentin eben im Begriff, diesen zu verlassen, als Beide plötzlich befremdet aufhorchten. Die in dem niedriger liegenden Gemach befindliche kleine Glocke, welche durch einen Draht vom Eingange des Thürmes aus in Bewegung gesetzt werden konnte, ließ sich plöz-

lich vernehmen, doch in so leisen Schwingungen, als ob der Draht von sehr schwacher Hand angezogen würde.

„Das hat Etwas zu bedeuten!“ rief der Thürmer. „Auf, Martin, lug' oben aus, ob wo ein Feuerzeichen zu sehen ist, während ich und Valentin uns bereit machen, auf Deinen Ruf die Sturmglocke zu ziehen. Schnell, daß uns Die von St. Nicolai nicht zuvorkommen! . . . Ich habe überdies heute Abend die Rundgänge versäumt.“

„Die habe ich abgemacht!“ rief Martin, während er schnell wie eine Eichfaze die steile Treppe hinaufklimmte zu der Gallerie, von welcher man nach allen Richtungen hin sehen kann.

Vater und Sohn eilten inzwischen hinab zur Glockenstube und nahmen die Seile zur Hand, bereit, auf den ersten Ruf die Sturmglocke zu ziehen.

Nach kurzer Zeit kam Martin herunter. „Es ist nichts!“ berichtete er. „Unten in der Stadt ist's todtenstill, und keine Spur vom Feuer weit und breit zu entdecken.“

„So begehrt man unten Einlaß,“ sprach der Thürmer. „Doch wer könnte es seyn? Sollte etwa Anna — —“

Zum zweiten Male ward jetzt die Glocke von unten gezogen, und zwar hastiger und stärker als zuvor.

„Laßt mich nachsehen!“ rief Martin, eilig eine Leuchte anzündend. Hurtig sprang er die Stiegen hinunter.

„Sollte etwa Verrath im Spiele seyn?“ sagte der Thürmer, als er mit seinem Sohne wieder allein war.

„Dann sollte es doch schwer halten, uns hier oben beizukommen,“ meinte Valentin. „Martin hält die abgesendeten Schergen sicher so lange auf, bis die Sturmglocke vorerst die wachhabenden Soldner herbeiruft, und dann bin ich nicht im Zweifel, wer den Kürzeren zieht.“

„Mir ist öfter vorgekommen, als sei dem Martin unser Geheimniß nicht mehr ganz fremd,“ begann der Thürmer nach einer Pause wieder. „Und jetzt bleibt er so lange unten, daß in mir ein Verdacht gegen den Burschen aufsteigt. Bis jetzt habe ich ihn zwar durchaus treu erfunden —“

„Das ist er auch, die ehrliebe Seele,“ fiel Valentin ein. „Wenn er auch mehr erlauscht haben mag, als eigentlich gut wäre, so würde ich doch meinen Kopf für seine Treue und Verschwiegenheit einsetzen. Sein Herz weiß nichts von Verrath und Lücke.“

„Der schwarze Uhdank und die boshafte Hinterlist meiner Verwandten und Jugendgefährten haben mich mißtrauisch gegen Jedermann gemacht,“ erwiderte der Thürmer; „doch glaube ich, daß Du Recht hast. Jetzt höre ich ihn kommen. Wie's scheint, ist er allein.“

Es währte nicht lange, so stand Martin vor ihnen. Zwar wollte es Beide bedünken, als sei der Ausdruck seines Gesichtes etwas anders, als sonst, doch schrieben sie diese Veränderung seinem Mißmuth zu, als sie seinen Bericht vernahmen.

„Ein Nachtschwärmer hat mit uns Kurzweil getrieben,“ sagte er mit einem Anstrich von Verdruß. „Ich sahe beim Mondschein den Burschen davon laufen und hörte sein schadenfrohes Gelächter, daß es ihm gelungen, mich zu äffen.“

„Nun, es ist doch immer besser, als hätte das Ziehen an der Glocke ein Unglück bedeutet,“ meinte Valentin lächelnd. —

Da der alte Sträuber für diese Nacht die Thurmwatch zu besorgen hatte, so kehrte er in sein Gemach zurück, während Valentin, von dem Gehälfen seines Vaters gefolgt, sich in die Schlafkammer begab. Hier zog Martin den jungen Mann in den entlegensten Winkel, indem er ihn durch ein Zeichen aufforderte, zu schweigen. Staunend wartete Valentin der kommenden Dinge.

„Verzeiht, Herr Rottmeister,“ flüsterte Martin, „verzeiht mir, daß ich gewagt, Euch und Euren Herrn Vater vorhin zu belügen. Aber sie — nein, er — er bat so rührend, daß ich wahrlich nicht anders konnte. . . . Still, still! . . . Sprecht nicht, Euer Vater könnte Euch hören; Ihr sollt sogleich Alles erfahren.“

„Als ich vorhin die Pforte zum Thurm öffnete,“ fuhr er fort, „um nachzusehen, wer da unten sei, fand ich einen Mönch, der die Kapuze fast übers ganze Gesicht gezogen hatte, so daß ich trotz meiner Leuchte nichts davon sehen konnte; doch wahrte ich, daß er heftig zitterte. Freundlich forschte ich nach seinem Begehren. Da fragte er mit zaghafter Stimme nach Euch, junger Herr, ob Ihr oben wäret. Doch er hatte eigentlich gar keine Stimme, sondern nur ein Stimmchen, so sanft, so zart, just wie Eure Schwester Anna. Ich merkte gleich, daß es ein Frauenzimmer war — ich sagte ihr, daß Ihr alleedings oben wäret, und erbot mich, Euch zu rufen, wenn's nothwendig wäre. „Nein, nein!“ rief sie mit ängstlicher Hast. Nachdem sie mich eine Weile betrachtet hatte, fragte sie, ob ich Euer Freund sei. „Ei, das weiß, die ganze Stadt, und Ihr nicht?“ rief ich unwillig. — „Um Gotteswillen, nicht so laut!“ flüchelte sie, sich schau umblickend. „Wenn Ihr denn sein Freund seid und es gut mit ihm meint,“ fuhr sie nach kurzem Zögern fort, „so sagt ihm, er solle morgen um keinen Preis dem Wagen mit den Goldgülden das Geleit nach Tangermünde geben, denn es wäre sein Tod! Ich darf nicht mehr sagen, aber ich bitte Euch: beschwört ihn bei Allem, was ihm heilig ist, meiner Warnung Gehör zu schenken. Man führt was Schändliches gegen ihn im Schilde, zum Lohne seiner edlen Großherzigkeit. Noch einmal, wenn Ihr sein Freund seid, so bietet Alles auf, ihn von der Reise zurückzuhalten, und wenn es durch Gewalt geschehen sollte!“ — „Oho, da feint Ihr den Herrn Rottmeister schlecht, wenn Ihr von Gewalt sprecht: damit wird nichts ausgerichtet bei ihm,“ erwiderte ich. „Aber Ihr habt mir wahrlich angst und bange gemacht, Herr Vater oder Fräulein, denn ich weiß nicht, was von Beiden Ihr eigentlich seid. Und das ist gerade eben das Schlimmste, denn denkt Ihr, mein Herr werde seine erst am vergangenen Tage erhaltene Würde gleich beslecken durch Veräumnis seiner Pflicht, wenn Jemand, von dem man nicht weiß, was und wer er ist, mitten in der Nacht kommt und ihm sagen läßt, es sei Gefahr dabei?! Nein, das kann ich Euch im Voraus sagen, da habt Ihr Euch umsonst bemüht.“ — Das schien sie denn auch einzusehen, denn nach kurzem Besinnen, wobei ich deutlich ihr Herz pochen hörte, zog sie dies Band hervor. „Gebt ihm dies,“ sagte sie, „und beschwört ihn bei dem Andenken —“

„Das Band — das Band!“ rief Valentin, der längst wie auf glühenden Kohlen zu stehen schien. „Gieb schnell das Band!“

Er riß es dem ihn um Ruhe beschwörenden Martin aus der Hand und stürzte zu dem Tische, wo die Leuchte stand. Hastig riß er sein Wamms auf, nestelte ein Stück Band ab, welches er an einer Schnur auf seiner Brust trug, und hielt es gegen das von Martin erhaltene. Beide Bänder waren augenscheinlich früher eins gewesen und auseinander gerissen worden, so genau paßten die Enden zusammen.

„Agnes!!!“ rief er halblaut aus, und preßte einen heißen, innigen Kuß auf das Band.

„Wo ist sie — welchen Weg hat sie genommen?“ fragte er dann heftig, indem er sich zur Thür wendete.

„Ihr werdet ihr doch nicht nachsehen wollen?!“ erwiderte Martin. „Es würde zu Nichts dienen, lieber Herr; denn nachdem sie mich noch inständigst gebeten, es nur Euch, sonst keinem Andern, und wäre es selbst Euer Vater, zu sagen, floh sie behend wie ein Reh davon und verschwand in dem Schatten der Häuser am Markte.“

Mit großen Schritten ging Valentin im engen Kämmerlein auf und nieder. Endlich blieb er vor Martin stehen.

„Wirst Du mir zu Liebe schweigen gegen meinen Vater, Freund?“ fragte er. „Du weißt, ich habe nie ein Geheimnis vor ihm gehabt, und will es auch jetzt nicht haben; nur möchte ich gern verhüten, daß er das Vorgefallene erfährt, bevor ich von meinem Zuge nach Tangermünde zurück bin. Du versprichst mir Dies?“ . . .

„Alles, was Ihr von mir verlangt, lieber Herr!“ betheuerte Martin. „Aber, da Ihr die Dame kennt und Etwas auf ihre Worte zu geben scheint, werdet Ihr doch nicht ihrer Warnung zuwider handeln?! . . . O thut, wozu sie Euch gerathen! Bedenkt Euren Vater und Eure Schwester; wenn Euch ein Unglück widerfahren sollte —“

„Schweig davon,“ gebot Valentin, „und erwähne der Geschichte nicht mehr, bis ich Dich Deines mir gegebenen Wortes entbinde. . . . Sollte mir wirklich etwas Menschliches begegnen, so — nun, so schweigst Du für ewige Zeiten. Verstehst Du, Martin?“

Dieser gelobte auch Das. — „Nun, so ruhet denn wohl,“ sagte er endlich, sich's auf dem Lager bequem machend, in ziemlich gleichgültigem Tone. „Auf meinen Augenlidern lagert der Schlaf mit bleiernem Gewichte!“

Valentin trat jetzt an das Fenster. Gedankenvoll blickte er hinaus in die vom Mondlicht erhellte Landschaft. Seine Blicke schweiften hinüber, wo die Spree ihre schäumenden Bogen der Stadt zuführte. Immer mehr dem Morgen zu wendet er den Blick; jetzt sieht er den Kirchturm des kleinen Fischerdörflens Stralow hinter dem Gebüsch hervorragen; er sieht die schimmernde Wasserflache, welche sich dort mit dem Flusse verbindet; jetzt hatte sein Blick — es sind die Ufergestade des dort gelegenen See's, heute der Nummelsburger genannt, welche ihn fesseln.

Ein tiefer Seufzer entringt sich Valentins gepreßter Brust, als er seine Blicke dort weilen läßt. Bönne und Schmerz, heiße Sehnsucht und sanfte Wehmuth erfüllen sein Herz, das in unruhigen Schlägen pocht. Sein geflügelter Geist aber versetzt sich zurück in eine jüngstvergangene Zeit, und willig überläßt er sich den Erinnerungen, die diese ihm beut.

Und wie beseligend müssen diese Erinnerungen seyn! . . . Des Jünglings Auge erglänzt in hoher Lust, als er sich in sie versenkt; die Gegenwart entschwindet seinen Blicken, die der Vergangenheit zugewandt sind; fast unbeweglich steht er am hohen Thurmfenster, und sein geistiges Auge sieht nur die Bilder, die von der Erinnerung ihm vorgeführt werden, und die, wie Gestalten eines süßen Traumes vorüberziehen, dem man sich so gern überläßt, und wo man nimmer erwachen möchte.

Dieser Traum, der wachend des Jünglings Seele erfüllte, war folgender:

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Schatzkammer des Lebens.

— Alle Revolutionen würden vermieden, wären die Regierungen immer ihres Ursprungs eingedenk und hätten nicht bloß Ohren für die Freunde, sondern auch für die Feinde und Widersacher, in deren Natur es nun einmal liegt, unsere Fehler und Gebrechen am fleißigsten aufzusuchen und am Schnellsten zu entdecken.

— Die einzigen unüberwindlichen Barricaden sind die, welche die Aufklärung in den Köpfen der Menschen gegen Vorurtheile und Unvernunft errichtet. Ueber alle andern — und ständen auch drei Tage lang die todtesmüthigsten Kämpfer dahinter — weiß sich ein schlauer Feind früher oder später immer wieder Bahn zu brechen und die Vortheile eines augenblicklichen Sieges zu vereiteln. „Kämpfen doch gegen Dummheit Götter selbst vergebens.“

— Jede Regierung, welche gegen die friedlichen Waffen des Geistes, die der rohen Gewalt anwendet, fordert dadurch zum physischen Widerstande gegen sich heraus und verdient an der Entrüstung und dem Fluche des Volkes zu sterben.

— Wahrheit und Tugend müssen, trotz aller Klagen über gestiegenes Sittenverderbnis, doch immer noch in gewaltigem Ansehen bei der Welt stehen, da selbst die feinsten und durchtriebensten Lügen- und Lasterknechte ihre Waare nur unter dieser Firma bei den Menschen absetzen können.

— Der Fortschritt der Wissenschaft ist die ewig neue Offenbarung Gottes im Menschen zur Erlösung und Befreiung aller Geschlechter. German Mürer.

Aus Bndelmeyer's Tagebuch.

+ General Gröben hat den Befehl erhalten die Baiern zurückzuwerfen. Ach du liebe Zeit, ich sollte denken, die Baiern sind ohnedem schon in jeder Beziehung sehr weit zurück.

+ Wie't heißt, will der Gemeinderath dem General Gröben einen Berliner Seidel zur Armee schicken, damit er für die Baierschen Bierhelden vor der Schlacht eine Erquickung und nach der Schlacht einen Todtenräuber hat.

+ Louis Napoleon hat seine Kaisergelüste vorläufig aufgegeben und verlangt jetzt bloß die Verlängerung der Präsidentsur. Eine Verlängerung wird er auch jedenfalls erlangen, denn er wird gewiß — mit langer Nase abziehen.

Bevölkerung.

„Mein lieber Rath, wie viele Seelen, zählt man in dieser Stadt?“ — fragt einst ein König. — „Die Wahrheit, Herr, nicht zu verhehlen.“ Sprach jener, „Seelen giebt es hier sehr wenig, Doch zähl ich Männer, Kinder, Weiber, So giebt es hier zwölftausend Leiber.“

Miscellen.

X Es wird mit der Luftschiffahrt Ernst; Theorien, Modelle und Versuche mehren sich mit jedem Tage, als ob der Termin dem Ablaufen nahe wäre, den sich das menschliche Genie zur Lösung dieser Aufgabe gestellt hat. Ein Brief aus Madrid enthält Folgendes über den Ballon, oder vielmehr das Luftschiff des Hrn. v. Montemayor. L'Éole, so heißt das Luftfahrzeug, ist von einer colossalen Ausdehnung, und überbietet hierin Alles, was man bisher in dieser Art gesehen haben mag. Dieser ungeheure Ballon nimmt über 2 Millionen Litres Gas ein, hat 16 Metres im Umfang, und trägt leicht 15 Personen. Der Apparat, welcher ihn unbekümmert um den Zug der Winde, jede beliebige Richtung gibt, ist eben so genial erdacht, als einfach eingerichtet. Er besteht in mehreren großen Flügeln, die sich wie die der Vögel bewegen, mit denen sie auch große Ähnlichkeit haben. An dem Vordertheile des Luftschiffes ist eine colossale Röhre angebracht, die mittelst eines inneren Mechanismus eine große Masse Luft einsaugt, die wieder von einer anderen, am Hintertheile des Schiffes angebrachten Röhre mit großer Kraft gegen den Ballon getrieben, das Fahrzeug in eine außerordentlich schnelle Bewegung versetzt, welche man bei ruhiger Luft auf 60 Lieues pr. Stunde annehmen kann. Das durch das Einsaugen der Luft, und durch die Bewegung der Flügel verursachte Geräusch läßt sich auf weite Ferne hören, und man glaubt eine Fregatte mit vollen Segeln und vollem Dampfe durch die Lüfte steuern zu sehen. Die Abreise des L'Éole war auf den 15. Okt. angekündigt. Der Luftschiffer Montemayor scheint um den Ausgang dieser Fahrt nicht im Mindesten besorgt zu seyn, deren muthmaßliche Dauer er auf 10 bis 12 Stunden berechnet hat.

X Zu Morrisania (Verein. Staaten) ist eine Queckerin verhaftet worden unter Anklage 130 Kinder vergiftet zu haben.

Maritätenkästlein.

© Abenteuer eines französischen Reisenden. Daß Jemand nach Hamburg kommen und dort verweilen kann, ohne es zu wissen, wollen wir nachstehend wahrheitsgetreu

erzählen. Ein Künstler aus Toulouse kam über den Rhein und beabsichtigte von Köln aus nach Homburg zu gehen. Die Reizung zum Spiel trieb ihn dorthin. Er geht an die Bahnhofscasse und fordert ein Billet für Homburg, spricht aber — vielleicht in Folge südfranzösischen Dialectes — das Hombourg beinah wie Hambourg aus und erhält auch richtig ein Fahrbillet für die ganze Tour von Köln bis Harburg. Die Entfernung Homburgs von dem Orte der Abfahrt ist ihm völlig unbekannt, er kann daher auch bei den ihm abgeforderten 8 Thlr. 16 gGr. Fahrgeld keinerlei Bedenken haben. Als er aber die Nacht unterwegs bleiben muß, schüttelt unser Franzose denn doch den Kopf und meint: „Tiens, c'est diablement loin jusqu'à Hombourg!“ Er sieht bei Harburg die Elbe, glaubt jetzt endlich, in Frankfurt angekommen zu seyn und hält sie für den — Main. Man zeigt ihm die Thürme von Hamburg und er wundert sich über die Bedeutung Homburgs, eines Ortes, von dem er sich nur eine geringfügige Vorstellung gemacht hatte. — So fährt der Herr aus Toulouse mit dem Dampfschiff herüber, steigt im Hotel St. Petersburg ab und verweilt in Hamburg, ohne anders zu wissen, als in Homburg zu seyn. Im Altepavillon findet er Gelegenheit, sich mit einem Hamb. Kaufmann französisch zu unterhalten und dieser fragt den Fremden, wie es ihm denn in Hamburg gefalle? „Très bien, mais les freres Blancs, où sont ils?“ — Die Gebrüder Blanc sind bekanntlich die Pächter der Homburger Spielhölle und erst bei ihrer Nennung wurde dem Franzosen der merkwürdige Reiseirrtum aufgeklärt, welcher aber sehr wahrscheinlich zum Vortheil seiner Börse eingetreten war.

© Der pssiffige Bauer. „Je, du lieber Gott! welcher Mensch mag wohl alle diese Verordnungen halten?“ so sprach ein vornehmer Reisender, der in Ermangelung einer anderen Unterhaltung die in einer Dorfschenke aufgehängenen Edicte und Reglements durchblätterte. „Wer alle diese Verordnungen hält, mein Herr, das will ich Ihnen sagen,“ rief ein Bauer aus einem Winkel der Stube, wo er sein Morgenschnäpchen genoss, dem Fragenden zu; „schenken Sie mir ein Glas Brantwein, und Sie sollen es erfahren.“ „Gute Bitte sei Euch gewährt,“ sprach der Fremde, und der Wirth brachte den geforderten Schnaps. Jetzt nahm der Bauer schalkhaft lächelnd den Reisenden bei der Hand, führte denselben an den Ort, wo die Verordnungen hingen, und erklärte dem Aufmerksamen, indem er auf den Nagel zeigte, womit die Schriften an der Thür besetzt waren: „Sehen Sie, die ser hält die Verordnungen alle.“

© Der Pfarrer zu M. war gestorben, und ein Amtsbruder hielt ihm die Leichenpredigt, in welcher er sich unter andern der Worte bediente: der uns allen theuer war. „Ja theuer war er,“ rief ein dabei stehender Bauer, für ein Kind zu taufen habe ich ihm müssen einen Thaler geben.“

© Lord North verlor gegen das Ende seines Lebens völlig das Gesicht. Da traf er einst mit Obrist Barre zusammen, mit dem er früher in wüthender Feindschaft gelebt hatte, und der nun auch blind war. „Obrist,“ rief er nun aus, „ich glaube, es giebt keinen Menschen auf der Welt, die einander so gern sehen möchten, als wir Beiden.“

Charade.

Nimm die Erste meiner Sylben her,
Und ihr kurzer Raum umfaßt nicht wenig;
Nach ihr strebt der Bettler und der König.
Meine zweite Sylbe ist nicht schwer.
Nimm zusammen beide sie und lies,
Und das Ganze ist dann nicht gewiß.

Auflösung der Charade in No. 87:
Kellerchen.